



Vikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postanstalten oder direct bei unserer Administration (Redaction und Administration: Budapest, IV. Hatvanergasse 2) angenommen. — Beiträge werden honorirt, Manuscripte nicht zurückgeschickt.

Pränumerationsbetrag für Oesterreich-Ungarn:
auf $\frac{1}{2}$ Jahr 2 fl. 50 kr. — $\frac{1}{3}$ Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.
für Deutschland und das übrige Ausland:
auf $\frac{1}{2}$ Jahr 4 Mark 50 Pf. — $\frac{1}{3}$ Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.

Altenbrüdel's Nieder.



I.
Es gibt Seelen, die so vollständig frei sind von niedriger Menschlichkeit, so sehr von ihren Chimären befangen, daß nichts von Alldem, was die Lebenden im Allgemeinen bewegt, an sie hinanreicht; sie haben ihr Ideal so hochgestellt, daß die Enttäuschung oder Verwirklichung hienieden unmöglich ist.

Die Wahrheitsliebe zwingt mich zu sagen, daß es einen großen Unterschied gibt zwischen diesen fast göttlichen Seelen und meinem Freunde Valentin. Er steckt in kläglicher Weise in der Materie, was ich mit Bedauern konstatiren muß. Vornehmlich die Wirklichkeiten des weiblichen Fleisches haben für ihn eine Anziehungskraft, welcher er niemals Widerstand zu leisten versucht hat; die Beine eines schönen Mädchens gelten in seinen Augen viel mehr als die Fittige eines Engels. Denjenigen, die ihm von geistigen Zärtlichkeiten, von keuschen Hymnen ohne Küffen sprechen, antwortet er schamlos mit dem Ausspruche eines berühmten Dichters: „Die festen, vollen Brüste eines Weibes: das nenn' ich positiv!“ Seine Einbildungskraft reißt ihn nicht in die Höhen fort, bewegt sich vielmehr in den Tiefen. Und in dem Abenteuer, das ich erzählen will, hat sich diese seine Neigung für die greifbare Wahrheit am deutlichsten gezeigt.

II.

Als er einst, in einer regnerischen Nacht, vom Opernball nach Hause fuhr, fand er im Fiaker, auf dem Sitz neben sich, ein Nieder. Dieser Fund war nichts Außerordentliches. Bei den Ballabenteuern, nachdem man durch den Champagner erhitzt worden, hat man es oft so eilig, daß man nicht erst wartet, bis man den Kiegel eines Cabinet séparé vorschieben kann, sondern mit einem auf vier Rädern rollenden Boudoir sich begnügt, und es ist nicht gar so sehr zu verwundern, daß die Heldin eines solchen Abenteurers in ihrer süßen Verwirrung vergaß, ihr Nieder wieder anzuziehen.

Valentin war denn auch über diesen Fund nicht übermäßig erstaunt und wenn er, den Fiaker verlassend, das Nieder mitnahm, so geschah es nur, um dieses zarte, nach dem Weibe duftende Kleidungsstück nicht in die schmierigen Hände des Kutschers niederlegen zu müssen. Als er aber in seine Wohnung zurückgekehrt war und das Ding bei dem Lichte seiner Lampe betrachtete, konnte er einen leisen Ausruf des Wohlgefallens und der Ueberraschung nicht unterdrücken. Nicht als ob das Nieder von seltener Eleganz, von schwarzem oder rosa Satin, mit Peluche besetzt gewesen wäre. Es war im Gegentheil aus gewöhnlicher grauer Leinwand gefertigt, mit Fischbein durchzogen, und konnte, beim Krämer gekauft, höchstens sechs Francs gekostet haben. Allein, diese jetzt leere Hülle war in der Mitte so eng und oben so breit ausgehöhlt, daß Valentin seine von zärtlicher Begierde funkelnden Augen nicht davon abwenden konnte. Er hatte gewiß viele wunderbare Büsten die letzte Hülle abstreifen gesehen; aber er konnte sich nicht erinnern, jemals eine Taille gesehen zu haben, die in diesem Nieder eingezwängt werden, noch einen Busen, der dasselbe ausfüllen hätte können; und nachdem er von Gedanken geplagt, die sehr wenig tugendhaft waren, sich lange auf seinem Lager schlaflos herumgewälzt hatte, träumte er, daß er mit seinen zehn Fingern die Wespentaille eines schlanken Mäd-

chens umschließe und mit seinen glühenden Lippen die vollen Rundungen eines festen Busens küsse. Denn wie gesagt: Valentin war in wachem wie in schlafendem Zustande stets geneigt, sich durch fleischliche Begierden besiegen zu lassen.

III.

Als er am folgenden Morgen beim Frühstück saß, konnte er sich nicht verhehlen, daß es für ihn keine Freude mehr geben, ja daß ihm das Leben eine Last sein werde, insolange er nicht die Unbekannte aufgefunden haben würde, welche das Mieder in dem Miethwagen vergessen hatte oder doch wenigstens eine Frau, die den nämlichen Wuchs haben würde. Am nächsten Tage war in den Zeitungen eine Ankündigung zu lesen, wonach ein junger Mann von angenehmem Aeußern, Besitzer eines bedeutenden Vermögens, entschlossen sei, Diejenige sogleich zu seiner Ehegattin zu machen, die in der letzten Spermaballnacht ihr Mieder im Fiaker vergessen hat, oder auch jede Andere, welcher dieses Mieder vollständig passen würde. Zugleich hinterlegte er das Mieder bei einer Schneiderin, wo es jede Dame probiren konnte, ohne Furcht, sich zu compromittiren. Ich wage nicht zu behaupten, daß Valentin sein Eheversprechen gehalten haben würde; aber er hatte es für gut befunden, durch ein solches verlockendes Versprechen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die Zahl der Mädchen und Wittwen, die sich bei der Schneiderin einfanden, war so groß, daß acht Tage hindurch Eine der Andern die Klinke in die Hand gab. Es kamen Damen von jeder Statur und besonders die plattbrüstigen und hochbusigen waren erstaunt, daß ihnen das Mieder nicht passen wollte. Alles vergebens! Nach einer Woche voller Enttäuschungen verzweifelte Valentin, daß er die gesuchte Dame jemals finden würde.

IV.

Und doch wollte er auf sein Verlangen nicht verzichten. Zu den Straßen, im Theater, in den Salons, überall setzte er seine Nachforschungen fort. Mit sicherem Blick musterte er den Inhalt der Leibchen und während er tanzte, nahm er mit den Fingern das Maß der Damen, die mit ihm walzten. Ach, unter all' den Frauen gab es nicht eine einzige, welcher das fürchterliche Mieder gepaßt haben würde.

Nun ging er auf Reisen: er bereiste England, Italien, Deutschland, Rußland; er irrte von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Alles vergeblich!

Eines Abends, kurz nach seiner Rückkehr in die Heimat, saß er allein in seinem Zimmer. Die Uhr zeigte bald die Mitternachts-Stunde. Obgleich er auf jede Hoffnung verzichtet hatte, hörte er doch nicht auf, an Diejenige zu denken, welche zu schauen ihm versagt war und er fühlte sich sehr niedergeschlagen. Um sich wenigstens süßer Träume zu versichern, wollte er vor dem Schlafengehen das verhängnißvolle Mieder anschauen, diese Ursache all' seiner Leiden, und zog eine Schublade heraus. Die Schublade war leer! Er suchte in anderen Möbeln; aber vergebens: das Mieder war nicht da. Voll Angst und Zorn zerrte er an der Klingel, daß ihm die Schnur schier in den Händen blieb. Er wollte augenblicklich sein Stubenmädchen befragen. (Denn Valentin gehörte zu jenen jungen Leuten, die es angenehmer und nützlicher finden, sich ein Stubenmädchen statt eines plumpen Dieners zu halten.)

— Louise, komm' her! schrie er. Da, in diesem Schubfache war ein Mieder. Du allein hast hier Zutritt. Was hast Du mit diesem Mieder gemacht? Sprich!

Das Mädchen erröthete, begann zu zittern und schloß angsterfüllt die Augen. Eine Thräne rollte langsam über ihre Wangen.

— Zürnen Sie nicht, gnädiger Herr! flehte sie. Ich wußte nicht, daß dieses Mieder Ihnen irgendwie nützlich sein könne und da ich es immer da liegen sah, habe ich es neulich genommen. Ich glaubte damit nichts Uebles zu thun.

— Du hast es genommen? Wozu denn?

— Nun, um es zu tragen, mit Verlaub!

Valentin betrachtete sie mit weit offenen Augen.

— Du hast es angezogen?

— Ja, gnädiger Herr.

— Und es paßt Dir?

— Als ob es für mich gemacht wäre.

— Louise! rief er entzückt aus.

Und obgleich sie einige Schwierigkeiten machte, ihm zu zeigen, daß das Mieder ihr passe, dauerte es doch nicht lange, daß er sich davon vollkommen überzeugen konnte. Und wenn gleich Louise keinen Anspruch darauf erhebt, daß ihr Herr ihr das Versprechen halte, das er in der Ankündigung gegeben, so hat sie doch die beste Aussicht, recht lange in seinen Diensten zu bleiben, — es wäre denn, daß das Mieder aufhören würde ihr zu passen.

Catulle Mendès.

Ein Pessimist über die Frauen.

Die Frau ist eine vergiftete Quelle, unter Blumen verborgen.

*

Wo die Macht der Frauen zu Ende ist, da beginnt ihr Haß.

*

Sobald man die Frauen liebt, fordern sie Beweise, so wie der Ungläubige Wunder verlangt.

*

Alle Frauen lügen, und weit besser, als wenn ein Mann es sie gelehrt hätte.

*

Nicht alle Frauen sind bössartig, aber die meisten sind bemüht, den Charakter ihrer Freundinnen herabzusetzen.

*

Rebst dem Worte ist das Schweigen die stärkste Waffe der Frau.

*

Die Zunge der Frau ist gestählt wie die Lancette des Chirurgen und verlegt, nicht um zu heilen, sondern um zu tödten.

*

Wenn die Unterhaltung unter Frauen stockt, so kündige man nur die Ankunft eines Mannes an: die halb geschlossenen Augen werden zu funkeln beginnen, die Mündchen, die vorhin gähnten, werden lächeln und die Frau wird allen Duft ausströmen, der ihr innewohnt, wie eine Blume unter der Einwirkung der Mittagssonne.

*

Die Frauen zerlegen die Wahrheit, wie das Prisma die Strahlen der Sonne.

Feodor und Theodor.

Das war ein Freundespaar, mit welchem verglichen Drest und Pylades, Damon und Pythias wahre Streithänse gewesen. Außer ihrer seltsamen Namensähnlichkeit verband sie eine seltene Uebereinstimmung in ihren Charakteren und Studien, Neigungen und Wünschen. Sie besaßen zusammen nur Einen Sinn, wie sie nur Ein Zimmer bewohnten; nur Ein Herz, so wie nur Einen Frack, in welchem sie Beide ihre Doktorenpromotion machten. Sie dehnten die Gütergemeinschaft sogar bis auf ihre jeweiligen „Freundinnen“ aus. Hatte Feodor heute eine Brünnette, so schwur Theodor, die Brünnetten seien allein liebenswerth und schloß sich dem Geschmack des Freundes bis in's kleinste Detail an, was Feodor natürlich verpflichtete, ein andermal die Blondinen auf ihre Reize zu prüfen, die sich Theodor erkoren. So führten sie in ihrem gemeinschaftlichen Garçonlogis ein paradiesisches Leben.

Aber — „es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond“, singt Kobebue — eines Tages erhielt Feodor, dessen Vater in einer entfernten, großen Provinzstadt eine sehr einträgliche ärztliche Praxis betrieb, von seinem Erzeuger die Aufforderung, nach Hause zu kommen, um ihm den größten Theil seiner Geschäfte, deren der alte Mann schon überdrüssig zu werden begann, abzunehmen, wobei ihm selbst die beste Gelegenheit geboten wäre, sich eine gesicherte Stellung, ein selbstständiges, gemüthliches Hauswesen zu gründen

Das war eine traurige Stunde, als die Unzertrennlichen von einander scheiden mußten. Schluchzend umarmten sie sich auf dem Perron des Bahnhofes, versprachen sich, mindestens viermal im Monate zu schreiben; Theodor legte einen feierlichen Eid darauf ab, den Busenfreund baldmöglichst zu besuchen und zum hundertstenmale schüttelten sie sich die Hände.

„Leb' wohl, Feodor, vergiß nicht zu schreiben!“

„Leb' wohl, Theodor, trage unseren Frack mit Genuß und erinnere Dich auf jedem Ball, den Du unter seiner schützenden Hülle besuchst, daß er uns einst gemeinschaftlich angehört hatte. Erinnerst Du Dich noch an unseren alten Chapeau claque?“

„Ach ja,“ schluchzte Theodor, „den mir die schwarze Tita auf dem Kopfe angetrieben hat, als ich im Chambre separée das Gas auslöschten wollte.“

„Richtig,“ meinte Feodor, „ich war damals eben im Begriff, unter den Tisch zu fallen; habe mich aber, gleichwie der Ertrinkende nach dem Strohhalme greift, an ihren Waden festgeklammert.“

„Ja, sie war grob, diese Tita, aber es lag Rache in ihr, sie hatte Chif . . .“

„Und so hübsch gestreifte Seidenstrümpfe . . .“

„Ja, und so durchsichtige Spitzenkanten am Nieder . . .“

„Und das interessante, kleine Mal ober dem linken Knie . . .“

„Ah . . .!“

Und wieder sanken sich die Freunde in die Arme.

Aber endlich mußte Feodor in's Coupé steigen. Das letzte Glockenzeichen ertönte, die Lokomotive piff — und der Zug rollte davon.

Theodor kehrte melancholisch nach Hause zurück. Ihm blieb nur mehr der Trost, die gemeinschaftlichen Freundinnen aufzusuchen und an deren Busen über das grausame Schicksal zu klagen, das ihn jetzt zum Alleinbesitzer der früher gemeinsam bewirthschafteten Domainen nöthigte.

*

Das Herkommen, das besonders in einer Provinzstadt gebieterisch verlangt, daß ein Arzt verheirathet sei, zwang dem armen, lebenslustigen Feodor das Joch der Ehe auf. Allerdings hätte sich der gute Junge noch trösten können, denn es gelang ihm, vermöge seiner umfangreichen Praxis, die ihm ein

gutes Auskommen gestattete, ein schönes, blühendes Weibchen heimzuführen. Aber ach, selbst Rosenketten sind nur — Ketten. Feodor machte einen Unterschied, ob der weiche, warme Arm, der sich um seinen Nacken schlang, der eigenen oder einer fremden Gattin angehörte, und ein indiscreter Blick in ein dustiges Damenmieder war ihm lieber als ein — legitimer. Aber dennoch hätte er seine Ehefesseln mit Resignation getragen, wenn ihm die heißliebende Gattin nur gestattet hätte, wenigstens dann und wann sich als Junggefelle zu träumen. Er war ja gerne bereit, seine Melanie als eine Göttin anzubeten, aber er hätte auch nicht ungern hie und da bei einer Halb-Göttin — gesündigt

Ja, das ist's eben — die Pflicht zu lieben!

Die Liebe an und für sich wäre eine ganz hübsche Erfindung, aber da hat irgend ein Dummkopf die Heirath erfinden müssen und — seitdem ist die Welt verpfuscht!

*

Theodor errieth aus den Briefen des Freundes dessen Kummer. Und da er ein warmes, mitfühlendes Herz besaß, faßte er den Entschluß, den armen Feodor persönlich zu trösten.

Eines Tages traf er in der Stadt ein, wo Feodor seine therapeutische Thätigkeit ausübte.

Feodor war bis zu Thränen gerührt, als er den lange entbehrten Freund und Genossen früherer Garçonfreunden in seine Arme schloß.

Nachdem die ersten Begrüßungen abgethan waren, ging's an's Erzählen.

„Nun, wie trägst Du die Ehefesseln? Deinem blühenden Aussehen nach zu urtheilen, hast Du Dich damit befreundet!“

„Lieber Freund, das ist nur Schein . . .“

„Wie? Verträgst Du Dich mit Deiner Frau nicht?“

„Doch, doch,“ verbesserte Feodor rasch und unter Errothen, „aber . . .“

„Aber . . .? Was hast Du für ein Aber? Du schreibst mir doch so oft, wie schön, wie reizend Deine Melanie sei. Doch ich glaube zu errathen, was Dich drückt. Du vermissst die angenehme Abwechslung, welche der Hauptreiz unseres ledigen Beisammenseins gewesen, nicht wahr?“

Feodor ließ sein Haupt mit komischer Wehmuth auf die Brust herabsinken und seufzte schmerzlich. Theodor lachte.

„Und wer hält Dich denn ab, mitunter einen Seitenpfad aufzusuchen?“

„Ach, Du ahnst nicht, wie eifersüchtig Melanie ist und welchen Scharfstein sie entwickelt, wenn es gilt, meinen sündhaften Absichten nachzuspüren. Es vereinigen sich Fuchs und Tiger in diesem Weibe!“

Theodor schauderte und pries insgeheim sein Schicksal, das ihn vor der Ehe bewahrt hatte.

„Rathe zum Exempel einmal, was sie mit den Billetdoux gemacht hat, die sie einst bei mir gefunden? Weißt Du, es waren die Briefchen der kleinen „Liddy mit den Battisthöschen“, wie wir sie immer nannten.“

„Aha. Nun, diese verrätherischen Papiere wird Deine Melanie vermuthlich verbrannt haben?“

„Wenn es nur das wäre! O nein, sie zeigte in der Vernichtung dieser Briefchen einen Cynismus, der mich mit tiefem Schmerz erfüllte. Nein, sie verbrannte und zerriß sie nicht, sie machte weder Papilloten noch Wollhaspeln daraus — aber sie benützte sie auf eine hinterlistige Weise zum täglichen Gebrauch —“

Theodor fuhr entrüstet zurück.

„Oh, ich sage Dir, seit jener Zeit gibt es Momente, Momente . . .“

„Wo Du förmlich darnach lechzest, Deine Frau zu betrügen. Ich begreife. Aber warum thust Du's nicht?“

„Mein Gott, sie bewacht mich ja auf Schritt und Tritt, sie ist ja so argwöhnisch! Wenn ich auf der Straße niese und



— Lieber Vater! Ich stelle Dir Herrn Gustav vor.
 — Wer ist Herr Gustav? Was ist seine Beschäftigung?
 — Das will er mir im Bade erklären.



— Mama, gib Acht! der Herr Nathansohn schaut Dir zu!
 — Schweig, Moriz! Das will ich doch! . . .

es geht auf der anderen Seite zufällig ein Weiberrock vorbei, so glaubt sie schon, ich gebe heimliche Zeichen. Oh, Melanie ist ein Othello im Unterrock!

„So mußt Du Dir Deine erotischen Pflanzen im eigenen Hause ziehen. Ist denn in dieser Stadt kein hübsches Stubenmädchen aufzutreiben, das Du in der Hauswirtschaft brauchen könntest?“

Theodor lächelte verschmüht.

„Um! Unsere Fanny ist ein hübsches, dralles Kind von achtzehn Sommern, und hat Nase. Aber muß ich denn nicht fürchten, daß Melanie es erfährt, wenn ich etwa . . .“

„Haha! Das darfst Du eben nicht merken lassen. Man geht eines Abends aus, kommt so gegen Mitternacht nach Hause und — dann macht sich's schon!“

Theodor schwieg, aber er konnte es sich doch nicht versagen, über den Mephistopheles-Rath nachzudenken.

Dieselben Gedanken wälzte er noch in seinem Kopfe, als er mit Theodor in einer benachbarten Weinstube beim würzigen Schoppen saß, mit dem die beiden Freunde das Wiedersehen feierten. Hätte der gute Mann eine Ahnung davon gehabt, daß sein mißtrauisches Weibchen den ganzen ungebundenen Dialog, in welchem er Theodor sein Herz ausgeschüttet, im Nebenzimmer belauscht hatte, — es hätte sich wohl ein Vermuthstropfen in das blinkende Nebenblut gemischt, das er jetzt so ahnungslos und fröhlich schlürfte.

Melanie lag auf einer Chaise longue in ihrem Boudoir. Ihr voller Busen wogte stürmisch, ihr feuriges Auge blitzte zornig und in den Grübchen ihres rostigen Gesichtchens, die nur neckischen Liebesgöttern zum Aufenthalt bestimmt schienen, hatte sich ein dämonischer Kobold eingenistet.

Es war aber auch zu arg. Nicht genug, daß der flatterhafte Gatte selbst so wenig eheliches Pflichtgefühl besaß, mußte er auch noch einen Freund wiederfinden, der so schändliche Anschläge ausheckte, wie sie soeben mit tiefem Abscheu sie angehört hatte. Sie war keinen Augenblick in Zweifel, daß ihr Theodor den Wink, der ihm geworden, benutzen würde. Waren die Beiden nicht ausgegangen? War es nicht schon zehn Uhr vorüber und die Freunde noch immer nicht zurück? Gewiß, das Bubensstück sollte schon heute zur Ausführung kommen! Aber Melanie war nicht das Weib, sich das ohne weiters

bieten zu lassen. Nein, sie wollte energisch vorgehen. Zuerst den Beweis gefunden, daß Theodor sie wirklich so schändlich betrog und . . . ja, was dann? — Nun, das würde sich schon später ergeben. Vor Allem sich die Ueberzeugung von seiner Schuld verschafft!

Melanie hatte ihren Entschluß gefaßt. Rasch erhob sie sich und klingelte der Jose. Fanny, das ahnungslose Objekt des aufsteigenden ehelichen Zwistes erschien im Zimmer ihrer Gebieterin.

„Fanny, Sie werden heute in meinem Zimmer schlafen. Ich habe heute bemerkt, daß Ihr Zimmer bei Nacht weit kühler ist als das meinige. Die abscheuliche Migraine macht mir die warme Luft in meiner Stube unerträglich.“

Fanny machte große Augen, schwieg aber, wie es einer wohlherzogenen Kammerfaze zukommt.

Madame begab sich wirklich in die Kammer der Jose und legte sich in deren Bett. Sie hatte ihren Feldzugsplan fertig. Sie wollte sich in allereigenster Person davon überzeugen, wie Theodor über den Vorschlag seines Freundes denke.

Es war richtig Mitternacht geworden, als Theodor und Theodor, Arm in Arm, nach Hause kamen. Vorsichtig schloß Ersterer die Corridorhüre auf, geleitete den Freund in das Fremdenzimmer und begab sich selbst in sein Schlafgemach. Der schwere Wein, dessen er sich seit seiner Hochzeitstafel ziemlich entwöhnt hatte, erweckte in ihm das dringende Bedürfnis nach Ruhe.

Anders war Theodor gestimmt. Ihn hatte der edle Traubensaft belebt und in ihm den „verfluchten Kerl“ wachgerufen. Er wußte selbst nicht wie es kam, aber er dachte beim Auskleiden immerfort an die hübsche Fanny, von der ihm Theodor eine sehr lebendige Beschreibung geliefert hatte. Er fühlte mit einem Male das unbefiegbare Verlangen, sich sofort davon zu überzeugen, ob der Freund in seiner Schilderung nicht etwa übertrieben habe. Als ein Mann des raschen Entschlusses machte er sich auf, schlich auf leisen Socken (damit Niemand gestört würde!) aus dem Zimmer in die Küche. Von da führte eine Thür in die Kammer Fanny's, wie ihm Theodor gesagt hatte

*

Als Theodor am andern Morgen mit etwas schwerem Kopf erwachte, quälte ihn eine eigenthümliche Beklemmung bei dem Gedanken an seine kleine Frau. Er fühlte sich in zweifacher Hinsicht schuldig. Erstens, weil er ihr seinen Jugendfreund noch nicht vorgestellt hatte und zweitens, weil er ein wenig spät nach Hause gekommen war.

Man male sich daher seine angenehme Ueberraschung aus, als Melanie beim Frühstück den Freund mit größter Liebenswürdigkeit begrüßte und von dem ausgedehnten Abend-schoppen Theodors keine Erwähnung machte.

Und noch mehr: das herrliche Weibchen erlaubte ihm sogar, von nun an so oft und so lange er wollte, die Wein-stube aufzusuchen, die ihr doch früher immer ein Gräuel ge-wesen war. . . .

Und als Theodor, der seinen anfangs nur auf vier Tage berechneten Besuch auf vier Wochen ausgedehnt hatte, endlich abreiste, war Melanie sofort damit einverstanden, daß ihn Theodor zu recht baldigem Wiederkommen einlud.

Es lebe die Freundschaft! Martellus.



ONBONNIÈRE.

Ein Irrthum.

Ein Bewohner des Hauses stürzt wüthend in die Loge des Hausmeisters und herrscht ihn an:

— Ich bedanke mich für die Art, wie Sie das Haus überwachen. Ich höre, daß seit drei Monaten jeden Abend ein Mann zu meiner Köchin schleicht! . . .

— Um Vergebung, mein Herr; ich kenne den jungen Mann genau und glaubte, daß er zur gnädigen Frau komme.

*

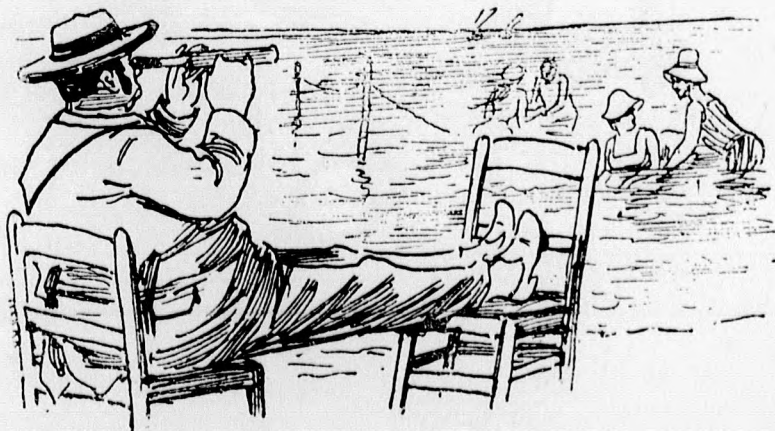
Unter Kollegen.

In einer Gruppe von Schauspielern spricht man von der Gastspiel-Tournée einer bekannten Truppe, einer Tournée, die nicht sehr glücklich verlief.

Eine der bösesten Zungen bemerkt:

— Ja, das ist eine Reise um die Welt in vierzig Durchfällen.

*



— Ein verfluchter Kerl, dieser Cousin meiner Frau! Vor zwei Jahren lehrte er sie reiten, im vorigen Jahre fechten, heuer lehrt er sie schwimmen — er scheint alle Talente zu besitzen.

Zum Geburtstag.

— Mein theurer Ernst! Man trägt jetzt Brillanten auf den Strumpfbändern. Wenn Du liebenswürdig sein willst, kaufst Du mir welche zu meinem nahen Geburtstage — nicht wahr, Männchen?

— Du bist von Sinnen, liebes Frauchen! Wozu dieser unnütze Aufwand? Wer würde sie denn sehen?

— Nun Du, mein Engel, im Anfang. . . .“

*

Gerechtigkeit.

Der kleine Ludwig, von Natur ziemlich genäsig, hat viel Kuchen gegessen und hat nun Magenschmerzen.

Der Arzt verordnet ein Lavement, aber Ludwig will nicht, weint und widersetzt sich.

— Ich mag nicht! schreit er; und warum soll denn auch der Unschuldige für den Schuldigen leiden?

*

Ein Vorsichtiger.

— Hast Du eine Zigarre?

— Nein.

— Bist Du kein Raucher?

— Doch; aber ich trage nur Zündhölzchen bei mir.

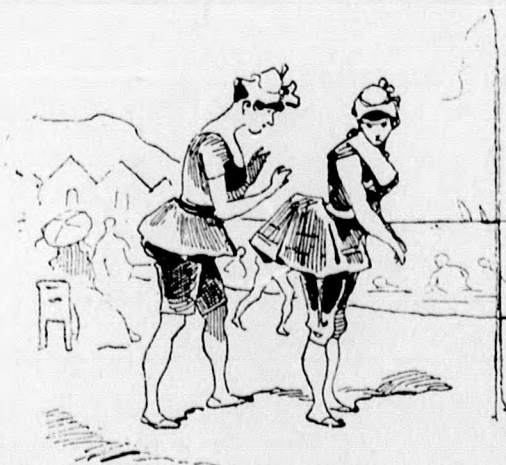
*

Eine kluge Hausfrau.

Die Baronin B. pflegt alle Jahre in Gesellschaft ihres Gemals vier Wochen in Scheveningen zuzubringen, wohin sie aus Bequemlichkeitsrücksichten, um nicht an der Wirthstafel speisen zu müssen, jedesmal die Köchin mitzunehmen liebt. Auch in diesem Sommer hat sie sich dort mit einer Caroline häuslich niedergelassen, während den Herrn Baron diesmal die Geschäfte an die Heimat fesseln. Acht Tage nach ihrer Ankunft in Scheveningen wird die Baronin von einer Bekannten gefragt:

„Weshalb speisen Sie eigentlich in diesem Jahre table d'hôte? Ist denn das hübsche, junge Ding in Ihrem Logement nicht Ihre Köchin?“

„Nein,“ entgegnet die Baronin B. mit seinem Lächeln, „das ist mein Stubenmädchen. Da nämlich mein Mann zu Hause ebenfalls einen Dienstboten braucht, so hab' ich ihm die Köchin, eine alte und erfahrene Person, zurückgelassen und dafür die Jüngere und Hübschere mitgenommen. Ich will lieber schlecht essen, als schlecht — schlafen.“



— Elli! Du nimmst die Tourneure sogar ins Bad mit?

— Man braucht sie da oft nöthiger als auf dem Trocknen.

Die Entführung.

Doktor Lenz war einer der fidelestern Wiener Journalisten. Wenn er im „Konfordia-Klub“ seine Spässe und Erlebnisse zum Besten gab, konnte er stets auf ein dankbares Publikum zählen, denn es gab da immer viel zu lachen. Bei einer solchen Gelegenheit hörte ich neulich aus seinem Munde folgendes Abenteuer, das ich meinen freundlichen Lesern nicht vorenthalten will.

Doktor Lenz pflegt seinen Urlaub dazu zu benutzen, daß er sein Heimathsland bereist, was man bei einem gesunden Menschen, der keinen Gesundbrunnen braucht, um mit gutem Appetit zu speisen, ganz vernünftig finden wird. Im vorigen Jahre bestieg er einen Zug der Südbahn und reiste in der Richtung nach Graz ab. Doch gelangte er nicht bis dahin. Als der Schaffner die Station R. ausrief und der Journalist auf Büchschußweite den zwischen grünen Gärten gelegenen freundlichen Ort mit den rothen Ziegeldächern erblickte, sagte er sich: „Wie, wenn du hier Halt machen würdest? Graz wird warten.“ Gesagt gethan: er verließ den Zug und schlenderte zu Fuß durch die schattige Kastanien-Allee in den Ort. Nachdem er in dem auf dem Hauptplatz gelegenen Gasthof „zur goldenen Schnepfe“ seinen Hunger gestillt hatte, machte er sich auf die Beine und durchwanderte den Ort. Binnen zwei Stunden hatte er die Schloßruine, die beiden Kirchen, den Friedhof und das alterthümliche Rathhaus gesehen, so daß er sich sagen konnte: „Ich habe in R. nichts mehr zu suchen; Abends werde ich nach Graz weiterreisen.“

Indem er unter solchen Gedanken über den großen Marktplatz schritt, kreuzte seinen Weg eine Frau, die seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie war tief verschleiert, zeigte aber einen eleganten, plastischen Wuchs. Doktor Lenz folgte ihr; er hatte ja nichts Besseres zu thun. Er folgte ihr bis in eine entlegene, stille Gasse, wo sie die Thüre eines weißen Häuschens von solidem Aussehen öffnete. Einen Augenblick später erschien sie am offenen Fenster dieses Hauses, stützte sich auf die Ellbogen und schaute mit gleichgültiger Miene hinaus.

— Sie ist recht hübsch! murmelte der Journalist. Was zum Kukuk sucht sie in diesem Nest?

Während er die Antwort auf diese Frage suchte, öffnete sich die Thüre des Häuschens wieder und eine junge Magd, mit einem Korbe in der Hand, trat heraus und schritt alsbald an ihm vorüber.

— Da werde ich die Lösung finden, sagte sich Doktor Lenz, indem er dem Mädchen folgte.

Als Beide um die Straßenecke waren, redete er das Mädchen an.

— Wieviel Monatslohn haben Sie bei Ihrer Herrin, mein Schatz?

— Fünf Gulden, gnädiger Herr! antwortete die Magd ohne Zögern.

— Da haben Sie einen Monatslohn; sagen Sie mir: wie heißt Ihre Herrin?

— Frau Engelmann.

— Ist sie verheirathet oder Wittve? Was macht sie in R.?

Die Magd erzählte ihm, daß ihre Herrin die Einsamkeit liebe und darum in der Provinz lebe. Sie sei verheirathet; aber ihr Gatte lebe in Wien; es ist ein böser Mann, mit allen erdenklichen Lastern behaftet, der seine Frau verlassen habe. Sie ist sehr unglücklich.

— Die arme Frau bedarf des Trostes . . . Sie ist sehr hübsch, sehr interessant . . . Sie muß sich ja langweilen in ihrer Einsamkeit . . . Geht sie nicht manchmal zur Abendzeit spazieren?

— Doch; sie geht öfter unter der Schloßmauer, am Fluß entlang spazieren.

Um acht Uhr Abends, bei einbrechender Dunkelheit zündete der Journalist eine Zigarre an und ging, dem Lauf des Flusses folgend, vor den Ort hinaus. Es währte nicht lange und er bemerkte die Gesuchte am andern Ufer des Flusses. Sie war allein und schritt langsam und traurig dahin. Der weltkundige Journalist war sogleich im Reinen darüber, daß er es mit einer Abenteuerin zu thun habe. In einer Entfernung von etwa fünfhundert Schritten sah er eine Brücke über dem Fluß. Das war der strategische Punkt. Wer wird über die Brücke gehen: er oder sie? Das war die Frage. Die Begegnung auf der Brücke mußte vermieden werden. Da bemerkte er zu seiner Genugthuung, daß die schöne Unbekannte ihre Schritte beschleunige. Er begriff und verlangsamte seinen Gang. Sie ging resolut über die Brücke und kam jetzt auf ihn zu.

Als sie ihn erreicht hatte, ließ sie einen Handschuh fallen. Er fand dieses Mittel abgebraucht; allein, da auch er keine lange Einleitung wollte, reichte er ihr den Handschuh in Begleitung einer Bemerkung über den herrlichen Abend und über das Glück dieser Begegnung. Sie schien anfangs betroffen über seine Worte, ließ ihm aber alsbald williges Gehör und ließ es geschehen, daß er sie in die stille einsame Landschaft hinaus geleitete.

Acht Tage hindurch liebten sie sich sehr romantisch und gaben sich Rendezvous in den Wäldern, in einsamen Herbergen an den Heerstraßen. Sie fürchtete sich zu kompromittiren, besonders wegen ihres Gatten, der zu Allem fähig wäre, wenn er die Sache erfähre. Eines Tages wurden sie im Freien von einem Gewitter überrascht. Der Journalist sah in kurzer Entfernung einen Pachthof und lenkte seinen Lauffschritt nach diesem Gebäude. Seine Geliebte folgte ihm nur widerwillig; aber sie hatte keine Wahl und mußte ihm folgen.

Er erreichte zuerst den Pachthof. Als er in die Stube trat, hörte er draußen die Bäuerin sagen: „Erkennst Du die Dame nicht? Es ist die Nämliche, die im vorigen Jahre mit einem blonden Herrn gekommen ist.“ — „Sie hat also den Mann gewechselt“ meinte der Bauer kurz.

Der Journalist wußte nun, woran er war. Er sah seine Vermuthung bestätigt. Doch was verschlug's? Er liebte nicht ihre Seele; er liebte sie in seiner Weise; eine Begegnung von heute auf morgen, eine angenehme Reiseerinnerung.

Als er zwei Tage später im Speisesaale seines Hôtels saß, erschien die Magd seiner Schönen und überreichte ihm einen Brief. Doktor Lenz las Folgendes:

„Mein Geliebter!

Mein Mann weiß Alles. Jemand muß uns verrathen haben. Er ist hier . . . Ich bin rathlos. Dieser abscheuliche Mensch fordert dreihundert Gulden. Ich erwarte Dich binnen einer Stunde bei der Brücke. Er hat mich geprügelt. Komm' mit einem Wagen und laß' uns fliehen! Führe mich hinweg; rette mich! Wir wollen unser Glück anderwärts verbergen und das Stillschweigen dieses Glenden erkaufen. Marie.“

Er las den Brief dreimal, dann sagte er lächelnd zur Magd:

— Es ist gut; sagen Sie Ihrer Herrin, daß ich sie entführe und daß ihr Mann bezahlt werden wird.

Die Magd war verblüfft über diese Willfährigkeit und entfernte sich nach einem urterthänigen Gruße.

Doktor Lenz ließ den Gastwirth kommen und hatte mit ihm eine längere, stille Unterredung; der wackere, gut genährte Mann schien einigermaßen überrascht von dem, was sein Gast ihm sagte.

— Es ist eine Laune von mir, schloß dieser. Jeder der Musikanten erhält zehn Gulden.

— Oh, dann können Sie die ganze Bande haben.

— Ich habe genug mit vier Mann, aber diese müssen gute Lungen haben.

Eine Stunde später befand er sich bei der Brücke, wo Frau Engelmann ihn mit den Worten empfing:

— Ich ließ Dich bitten, mit einem Wagen zu kommen, weil der Bahnhof überwacht ist. Mein Mann vermuthet wohl, daß ich fliehen will.

— Das war weise Voraussicht; da kommt schon der Wagen.

— Wie groß dieses Fuhrwerk ist! Und was sollen diese Männer?

— Es war kein anderer Wagen zu haben. Diese Männer werden uns schützen, falls Ihr Gatte einen gewaltsamen Anschlag wagen sollte.

(„Ist das ein dummer Kerl!“ dachte sie im Stillen.)

Der Wagen war ein Break. Er ließ die Frau den Vorderstz an seiner Seite einnehmen, während die vier Männer stumm im Innern des Wagens saßen. Dann ergriff er die Zügel und fuhr in der Richtung nach der Stadt ab, was die Pferde laufen konnten.

— Wo fährst Du hin? rief sie entsetzt.

Er antwortete nicht, sondern hieb auf die Pferde ein, die mit Glocken und Schellen behängt waren und in ihrem Laufe ein helles Geklingel vernehmen ließen.

Sie fiel ihm in den Arm, um ihn zurückzuhalten; doch er schob sie sanft zurück und sprach:

— Ich entführe Dich; was willst Du noch mehr?

Bei der ersten Gasse der Stadt angekommen, holten die vier Männer unter ihren Sitzen verschiedene Gegenstände hervor, und zwar: der Eine ein Waldhorn, der Andere ein Pifton, der Dritte ein Trombon, der Vierte eine Trommel. Und sie setzten ihre Instrumente an und begannen die beliebte Weise „D, du mein Oesterreich!“ zu spielen. So fuhren sie durch die Stadt und als der Wagen auf dem Kirchenplatz ankam, hatte er schon ein großes Gefolge von Jungen und Gaffern, welche tanzend und in die Hände klatschend hinterdrein liefen. Dreimal machte der prächtige Zug die Runde durch die Stadt. Verblüfft und verzweifelt klammerte sich die schüchterne Geliebte an den Wagen, der sie am hellen Mittag, bei lustigem Musik- und Schellenklang, unter dem Gejohle einer immer mehr anwachsenden Menge über das „Kockerpflaster“ der kleinen Provinzstadt schleppte. Der Triumphzug dauerte eine Viertelstunde. Endlich, vor dem Rathhause angekommen, hielt der Journalist die keuchenden Pferde an und sprang vom Wagen. Die Musik schwieg.

— Um Ihnen ein Vergnügen zu machen, sagte er laut, habe ich Sie entführt; ich that es mit jener Heimlichkeit, die Ihrer Tugend geziemt. Was Ihren Mann betrifft, so geben Sie ihm Das.

Und er warf ihr ein Päckchen Banknoten hin. Zehn Minuten später war er schon im Bahnhofe und verließ K., wo er ein nie geahntes Abenteuer zu bestehen hatte. Am andern Morgen war auch die züchtige Frau Engelmann verschwunden. Ihren Gatten aber hatte man niemals gesehen.

Jean qui rit.



Liebesrausch.

Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's durch alle Glieder dringt,
Wenn mit wonnigem Erbeben
Dich ein weicher Arm umschlingt.

Wenn dein Mädchen selig lächelnd
Sich auf deinen Knieen wiegt,
Wenn ihr Athem heiß umfädelnd
In ein Zauberland dich trägt.

Wenn in üpp'ger Formenfülle
Sie sich schmiegt an deine Brust;
Deine Pulse stehen stille
Und dein Athem stockt vor Lust. —

In den Himmelsphären heben
Auch dich solch' ein Augenblick.
Mag die Welt dann auch entschweben:
Birgt sie doch kein schöneres Glück.

Ein Schwärmer.

(6)

ZOHAR.

Beizgenössischer Roman von Catulle Mendès.

Deutsch von Armin Schwarz.



Mittlerweile ging Loulou-Antoine im Zimmer hin und her und sammelte ihre Kleider, ihre Schuhe und Strümpfe, die sie auf einen Sessel neben dem Spiegel legte.

— Mama, brummte sie dann, eine Haarnadel zwischen den Zähnen haltend, wenn Du liebenswürdig sein willst, holst Du mir einen Wagen.

— Das ist Alles, was Du mir zu sagen hast? Ich bin verzweifelt, weil ich ein Vermögen verloren habe und Du schickst mich fort? Du bist eine Undankbare!

Loulou zuckte die Achseln und sagte:

— Märrin! Ich gehe nur fort, um Dir Deine 4000 Francs zu bringen.

Die Marchisio warf sich ihr an den Hals und vergoß Freudenthränen. „Ist wirklich wahr? Viertausend Francs! Du wirst sie haben und wirst mir sie geben? Laß mich Dir behilflich sein; Du kannst das Mieder nicht allein anlegen. Wie weiß und fett sie ist, die liebe Loulou, schau nur Paul! Nun setze Dich, daß ich dir die Schuhe anziehe! Wirst Du mir sie heute noch geben, die viertausend Francs? Sprich!“

Paul aber warf seine Zigarette zum Fenster hinaus und fragte:

— Was ist denn das für eine Geschichte?

— Du bist auch ein Narr! war die Antwort Loulou's.

Sie erklärte ihm, daß er ganz ruhig sein könne, es sei nicht dasjenige, woran er denke. Solche Sachen thut man nicht am hellen Tage. Nein; sondern Herr von Roquebrussane hat einen Dienst von ihr verlangt und wird ihr als Entgelt für diesen Dienst soviel Geld geben, als sie nur selber will. Ueber die Natur dieses Dienstes kann sie nichts sagen, weil sie Stillschweigen gelobt hat. Sie hat nichts Großes und nichts Schlimmes zu leisten. Sie hat soeben noch gezauert, weil sie nicht recht absehen konnte, wie das enden würde; doch hat sie sich entschlossen, um der Marchisio gefällig zu sein.

Sie war nun zum Gehen gerüstet, warf sich ihrem Geliebten an den Hals, küßte ihn auf die Haare, auf die Augen, auf die Lippen, in das Ohr.

— Lebwohl, mein Käzchen!

Dann, zur Marchisio gewendet:

Du wirst heute Abends ins Eldorado kommen und mich in meiner Ankleideloge auffuchen; dort werde ich Dir die 4000 Francs geben.

— Du bist ein Engel!

Und sie küßten sich. Aber, in dem Augenblicke, da sie das Zimmer verlassen sollte, rief Loulou:

— Nun, und der Wagen?

— Der meinige steht unten; der Kutscher hatte keine kleine Münze herauszugeben und darum hieß ich ihn warten. Ich dachte mir wohl, daß Du nicht zu Fuße fortgehen werdest. Ich habe ihn um zehn Uhr genommen; merke Dir's

Mutter und Sohn blieben allein. Paul saß mit schmelzender Miene da und sprach kein Wort.

— Was hast Du denn? rief die Marchisio. Weil ich den Louis von Deiner Geliebten angenommen habe!

VI.

Eine der beiden mildherzigen Damen, welche an den Eingängen zum Salon Spenden für wohlthätige Zwecke sammelten, wich betroffen zurück, als Loulou-Antoine, groß und breit, mit ihren safranrothen Haaren, schamlos geschminkt unter dem riesigen Strauß von Klatschrosen, der auf ihrem breitgeränderten Hut paradirte, das Leibchen von rother Seide schier berstend unter der Fülle der riesigen Brust, mit der langen Schleppe ihres Rockes von faille ponceau den Kies segnend, ihren Einzug hielt.

Sie durchschritt den Garten in der Richtung nach dem Buffet, unbekümmert um die Leute, die mit dem Katalog in der Hand sich überrascht nach ihr umwandten. Künstler und Leute von Welt erkannten sie und schauten rasch wieder in ihr Büchlein oder auf die ausgestellten Kunstgegenstände, um nicht genöthigt zu sein, den Hut vor ihr zu lüften.

In einiger Entfernung vom Buffet blieb sie stehen. Sie hatte da Herrn von Roquebrussane bemerkt, der allein an einer gedeckten Tafel saß. Er war bleich wie ein Gespenst, die Augen blutroth umrändert; das Trinkglas zitterte in seiner Hand. Loulou befragte ihn mit den Blicken, worauf er mit einem Wink antwortete: „Gut; warten Sie!“ Sie begriff und hielt sich in der Nähe, indem sie einen Merkur betrachtete, dessen ganze Bekleidung in einem Flügelpaar an den Sohlen bestand. Sie verglich den nackten Gott mit Paul Marchisio und der Vergleich fiel zu Gunsten des Letztern aus.

Inzwischen hatte Herr von Roquebrussane sich erhoben; er ging knapp an Loulou vorüber und sagte ihr mit leiser Stimme einige Worte, wobei er nach dem Eingange des Gartens zeigte. Dann entfernte er sich mit gleichgültiger Miene; er begab sich zur großen Treppe und ging zu den Gemälden hinauf.

Loulou-Antoine verlor keinen Augenblick. Sie ging geradeaus auf einen Mann zu, der ihr gezeigt worden war; sie war im Begriff, denselben anzusprechen, wandte sich aber ungeschlüssig wieder ab und ließ ihn vorübergehen.

Dieser Mann war Roger Sourdeval. Ohne das Mädchen zu beachten, das ihm folgte, schritt er die Zeile der ausgestellten Statuen ab, die auf der rechten Seite bis zur Treppe führte. Es war eine Art Kiese, mit jovialer, freimüthiger Miene. Das männliche Gesicht zeigte eine gesunde, rothe Farbe; die Haare waren kurz geschnitten, der Bart dicht und fast glatt; die Schultern sind breit, die Arme kurz. Als vor-maliger Soldat hatte er eine entschlossene Haltung, einen gleichmäßigen Rhythmus in den Bewegungen, der immer gleich auf das Ziel loszugehen schien. Dagegen drückte sich eine seltene Sanftmuth in seinen großen, vorliegenden Augen und in dem Lächeln aus, das seine starken Lippen umspielte. An diesem Tage hatte er Grund, bewegt zu sein. Zum ersten Male hatte eines seiner Gemälde Gnade vor der Jury gefunden und war zur Ausstellung zugelassen worden. Es war ein Blumenstück:

Klatschrosen, Kornblumen, Hahnenfuß, Schwertlilie, mit welchen ein auf dem Rücken liegendes weißes Kästchen spielte. Dieser Kolos malte Blumen; gern hätte er deren in Gesellschaft Stephana's in einem idyllischen Walde gepflückt. Er liebte sie ehrlich und naiv, aber eine Sache kränkte ihn von ihr: sie war zu ernst, lachte nicht und las viel; sie muß wohl als kleines Mädchen nicht mit der Puppe gespielt haben. Am liebsten hätte er seine Verlobte auf seinen Knien gewiegt. Mit regelmäßigen Exerzierschritten ging er durch die Menge. Aber eine Besorgniß bemächtigte sich seiner. Sein Bild, das da oben in einem Saale hängt, den er sogleich betreten wird, macht vielleicht eine schlechte Figur unter den übrigen Gemälden; neben dem farbensprühenden Werke irgend eines gewaltigen Meisters wird es vielleicht ganz verdunkelt werden. Die Leute machen sich vielleicht lustig über sein Bild, oder gehen gar gleichgültig an demselben vorüber. Er blieb stehen; er fühlte plötzlich das Verlangen, seiner Niederlage nicht beizuwohnen, sondern kehrt zu machen und davon zu gehen. Er faßte indeß all' seinen Muth zusammen und setzte eben den Fuß auf die erste Treppenstufe, als eine weiche, schwere Masse ihn anstieß, mit der Schwere eines Körpers, der umfallen will.

— Ach, mein Herr! Schier wäre ich gefallen. Ich bin mit meinen Schuh-Abfäßen hängen geblieben; man trägt sie jetzt so hoch. . . Ich habe mir so wehe gethan! . . .

Es war Loulou-Antoine. Sie bemächtigte sich des Armes Roger Sourdevals und ließ ihn nicht mehr los. Er betrachtete sie mit ärgerlicher Miene.

— Ich bitte Sie, fuhr sie fort, seien Sie mir behülflich, jenen Sessel dort auf dem Treppenabsatz zu erreichen. Um Vergebung, mein Herr; mir ist so übel. . .

Eine Weigerung war unmöglich. Roger fügte sich in sein Schicksal; aber er fühlte sich sehr verlegen, inmitten der vielen Leute, mit diesem Mädchen am Arme, das so auffällig gekleidet war und so stark nach Moschus roch. Er fühlte eine Anwandlung, sie um den Leib zu fassen und fortzutragen; er würde sie auf den Sessel hingeworfen haben, um ihrer sogleich los zu sein. Aber er überlegte, daß ein solches Betragen auffallen müßte und machte daher gute Miene zum bösen Spiel, heuchelte sogar einen höflichen Eifer. Sie stiegen langsam die Treppe hinan. Sie wankte und ließ den Kopf schwer auf der Schulter ihres Ritters ruhen. Endlich erreichten sie den ersten Treppenabsatz; sie war im Begriff sich niederzulassen, er würde sie begrüßt haben und der Frohdienst wäre zu Ende gewesen. Doch plötzlich erbebt er vom Scheitel bis zur Sohle. Er erblickte Herrn von Roquebrussane, der aus der entgegengesetzten Richtung kommend die Treppe herabstieg. Von dem Manne, dessen Schwester er heirathen sollte, mit diesem Frauenzimmer überrascht zu werden, das sich mit dem Kopf auf seine Schulter stützte — das war ein böses Abenteuer. Mit einer brutalen Bewegung des Ellbogens machte er sich von ihr los; aber schon hatte Leopold mit zornbebenden Lippen sich ihm genähert.

— Herr! sagte er; es gefällt mir nicht, daß meine Maitresse sich auf einen andern Arm stütze, als auf den meinigen!

Und ehe Roger Zeit gehabt hätte, eine Erklärung zu stammeln, fühlte er sich mit dem Handschuh des Andern ins Gesicht geschlagen.

Mit gespreizten Fingern stürzte er vor; zwischen diesen breiten Fingern würde der Hals des Beschimpfers krachen und den Athem verlieren; aber wie in einem Lichtblitze sah Roger seine Verlobte in Verzweiflung, seine Heirath unmöglich gemacht, eine ganze Katastrophe, die nicht wieder gut zu machen wäre. Und wüthend vor Wuth, hielt er sich dennoch zurück. Während viele Neugierige herbeieilten und einen Kreis um die Gruppe bildeten, warf ihm Leopold seine Karte hin und entfernte sich achselzuckend. (Fortsetzung folgt.)